

# *Antje Diekhans*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Chile

vom 26. Oktober bis 07. Dezember 2004

## **Armensiedlungen in Chile**

Von Antje Diekhans

Chile, vom 26. Oktober bis 07. Dezember 2004



# Inhalt

1. Zur Person	104
2. Vorgeschichte	104
3. Menschen von der Insel	105
3.1 Zufallsbegegnung	105
3.2 Ganz weit oben	105
3.3 Wiedersehen in Santiago	109
4. Die Landbesetzer	110
5. Tausende Dächer für die Obdachlosen	112
5.1 Eine Siedlung über dem Meer	112
5.2 Lernen um zu arbeiten	114
5.3 Der Vater des Projekts	115
5.4 Kontrastprogramm	117
6. Im schwarzen Süden	118
6.1 Fischer ohne Fische	118
6.2 Ein zweites Zuhause	119
7. Musik und mehr	122
8. Fazit	124

## **1. Zur Person**

Antje Diekhans, geboren 1970 in Gütersloh, studierte Germanistik, Geschichte und Spanisch in Köln und Bielefeld. Zeitgleich erste Praktika und freie Mitarbeit bei Zeitungen, Radiosendern und beim WDR. Nach einem Volontariat beim WDR ist sie jetzt Redakteurin für die Hörfunk-Nachrichten.

## **2. Vorgeschichte**

Vier Jahre vor dem Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung bin ich schon einmal in Santiago de Chile. Ich mache ein Praktikum bei einer deutschsprachigen Zeitung. An diesem Tag will meine Chefredakteurin mir eine besondere Seite der Stadt zeigen: ein Viertel, in dem viele Nachkommen der im 19. Jahrhundert nach Chile ausgewanderten Deutschen leben. Häuser im Schwarzwaldstil mit gepflegten Vorgärten, heile Welt und Ruhe am Rande der Großstadt auf einem grünen Hügel. Doch nur wenig weiter ist die Idylle zerstört: Wellblechhütten ziehen sich einen Hang hoch. Dazwischen einfach nur auf Pfähle gespannte Planen mit Kochstellen darunter. Solche Siedlungen habe ich in Santiago schon mehrere gesehen, oft auch so nah an reichen Wohngebieten. Aber die Reaktion meiner Chefredakteurin wundert mich. Der „Schandfleck“ ist ihr offensichtlich peinlich und sie beeilt sich zu versichern, dass die Leute, die hier wohnen, sich dieses Leben ausgesucht hätten. Die Regierung habe in den letzten Jahren viele Sozialwohnungen gebaut und sie den Menschen angeboten. Aber die hätten abgelehnt, weil ihnen das Leben hier in der Gemeinschaft besser gefiele.

Eine Erklärung, die so offensichtlich nicht stimmen kann, dass sie für mich viele Fragen aufwirft. Offiziellen Angaben zufolge ist jeder fünfte Chilene arm, fast sechs Prozent der Bevölkerung werden als extrem arm eingestuft. Wie verbreitet ist die Einstellung, dass diese Menschen selbst die Schuld an ihrer Lage haben? Ignorieren viele die Armensiedlungen und ihre Bewohner? Oder wer hilft ihnen?

Ich danke der Heinz-Kühn-Stiftung, dass sie mir die Möglichkeit gegeben hat, diesen Fragen nachzugehen.

### 3. Menschen von der Insel

#### 3.1 Zufallsbegegnung

„Angie Dikhaos“ steht auf dem Schild, das eine junge Frau auf dem Flughafen von Santiago hochhält. Das soll wohl ich sein. Schon von Deutschland aus hatte ich mir die Fahrt ins Zentrum organisiert und kann jetzt schnell an den Scharen von Taxifahrern vorbeigehen, die ihren Anteil am Geschäft mit den Angekommenen sichern wollen. Erschöpft nach 17 Stunden Flug klettere ich auf die Rückbank eines Kleinbusses. Kurz nach mir steigt eine Frau ein, die ähnlich müde wie ich aussieht. Wir kommen ins Gespräch und stellen mal wieder fest, wie klein die Welt ist. Silke kommt aus Wuppertal, wir haben sogar ein paar gemeinsame Bekannte. Und sie ist, was für ein Zufall, auf dem Weg in eine Armensiedlung bei Valparaiso. Dort hat sie vor Jahren ein Praktikum als Sozialarbeiterin gemacht und kehrt seitdem immer wieder zurück, um Projekte mit den Jugendlichen von „La Isla“ – der Insel – zu erarbeiten. Wir tauschen unsere E-Mail-Adressen aus und verabreden, dass ich bald bei ihr und den Menschen der Siedlung vorbeigucke. Und so sitze ich ein paar Tage später wieder in einem Bus – unterwegs nach Valparaiso.

#### 3.2 Ganz weit oben

Valparaiso, die Hafenstadt zwei Fahrstunden entfernt von Santiago. In Reiseführern wird sie meist mit Adjektiven wie „idyllisch“, „malerisch“ oder „charmant“ belegt. Auf mehr als 40 Hügeln schmiegt sich die Stadt an das Meer, die Gassen zwischen den bunten Häusern sind schmal. Berühmt sind die Aufzüge, mit deren Hilfe die Bewohner die zahlreichen Anstiege bewältigen – wenn sie nicht mühselig über die engen Steintreppen gehen wollen. Touristen können es genießen, sich in ein Café zu setzen und den Blick über die Bucht schweifen zu lassen. Auch der chilenische Dichter Pablo Neruda hatte hier ein Haus und ließ sich von seiner Aussicht zu Versen über den Pazifik inspirieren.

Die Hützensiedlungen wuchern auf den Hügeln am Rande, zu ihnen geht es besonders steil hinauf. Diese Hänge eignen sich nicht, um richtige Häuser auf ihnen zu bauen. Auch sind schon einige Hütten bei starkem Regen heruntergerutscht. Darum ist es in Valparaiso meist keine Auszeichnung, wenn man von jemandem sagt: „Der ist jetzt weit oben.“ Es bedeutet nämlich nichts anderes, als dass er sich das Leben in der Mitte der Stadt nicht mehr leisten kann und auf einen dieser Hügel ziehen musste.

Um zur Isla zu kommen, nehme ich vom Zentrum einen der Stadtbusse. Silke hat mir den Weg genau beschrieben. Als sich die Straße aber immer weiter den Hügel hinaufschraubt, frage ich lieber noch mal nach. Das Mädchen neben mir guckt erschrocken, dann sagt sie leise: „Ja, da fahr ich auch hin.“ Ihr Blick geht zu einer Clique im Mittelgang mit den gleichen Schuluniformen. Ich verstehe: Wer auf der Isla wohnt, legt keinen großen Wert darauf, dass andere das mitkriegen.

Als wir ankommen, sind das Mädchen und ich im Bus fast alleine. Sie kennt das Jugendzentrum, in dem ich Silke treffen will, und führt mich dorthin. Bis zur Siedlung müssen wir erst noch einen Hang hinauf. Jetzt, wo ihre Mitschülerinnen uns nicht mehr hören können, scheint meine Begleiterin fast ein bisschen stolz, mir alles erklären zu können. Da geht es zum Fußballplatz, auch ein paar kleine Läden gibt es. Die meisten Hütten sind sehr einfach, einige haben aber auch richtige kleine Vorgärten mit ein paar Blumenbeeten.

Silke erwartet mich zusammen mit Patti, einer Mitarbeiterin des Jugendzentrums, die selbst in der Siedlung wohnt. Den drei kleinen Häusern des „Centro“ sieht man an, dass sie mal mit viel Liebe aufgebaut wurden. Jetzt sind die bunten Wände aber zum Großteil beschmiert, die Fenster eingeschlagen und mit Pappe zugeklebt. Im Hof dazwischen spielen ein paar Kinder auf dem sandigen Boden. „Die sind ja gut beschäftigt“, sage ich zu Silke und merke erst dann, dass das Spielzeug, mit dem die Kleinen so eingehend hantieren, eine tote Maus ist.

Die Siedlung „La Isla“ hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten entwickelt. 1969 hatte die Stadt Valparaiso hier nach einem großen Erdbeben ein Übergangslager für die Betroffenen eingerichtet. Einige von ihnen blieben. Strom- oder Wasserversorgung gab es in diesen ersten Hütten nicht. Und keine Nachbarn im näheren Umkreis. Die Region war von nichts als Wäldern und einigen Weiden umgeben. Weil zunächst auch keine öffentlichen Verkehrsmitteln den Hügel hinauf fuhren, fühlten die Bewohner sich vom Rest der Welt abgeschnitten – ein wenig wie auf einer Insel, wodurch die Siedlung zu ihrem Namen kam. Ende der Siebziger wurde „La Isla“ dann an das Stromnetz angeschlossen. Trinkwasser mussten die Bewohner aber noch lange von Händlern kaufen, die alle paar Tage mit dem Wagen vorbeikamen. Bis heute klappt die Versorgung nicht richtig und nur wenige Häuser haben einen eigenen Anschluss.

Inzwischen leben hier etwa 2.500 Menschen. Es gibt eine „Hauptstraße“ zwischen den Hütten, das heißt einen etwas breiteren und festeren Weg. Er teilt die Isla in zwei Hälften. In der einen wohnt die Generation, die sich gleich zu Anfang auf dem Hügel niedergelassen hatte, in der anderen haben sich deren Kinder eine Bleibe eingerichtet. Positiv betrachtet kann

man darin ein Zeichen für Familienzusammenhalt sehen, weil alle dicht beieinander bleiben. Aber natürlich zeigt es auch, wie schwer es ist, von der Isla weg zu kommen.

Das Begegnungszentrum „El centro“ besteht seit 1999. Die elf Festangestellten, darunter Sozialarbeiter und Psychologen, werden von der Stadt Valparaiso bezahlt. Ein Hauptanliegen ist es, die Jugendlichen von Drogen abzuhalten. Die sind ein großes Problem auf der Isla. Silke erklärt mir, dass die meisten „pasta base“ nehmen. Das ist eine Art verunreinigtes Kokain, das besonders schnell abhängig und vor allem aggressiv macht. Patti vom Zentrum machte damit erst vor ein paar Tagen eine drastische Erfahrung. Mitten in der Nacht kam ihr Neffe blutüberströmt zu ihrer Hütte. Er war mit mehreren Jugendlichen unterwegs gewesen, in einem Waldstück nahmen sie Drogen. Dann gab es irgendwie Streit und Schüsse fielen. Pattis Neffe wurde getroffen. „Obwohl ich ihn noch schnell ins Krankenhaus gebracht habe, wird er wohl ein Auge verlieren“, erzählt sie.

Solche Geschichten erschüttern mich, aber für die Bewohner der Isla gehört diese Gewalt zu ihrem Alltag. Patti zum Beispiel musste schon früh lernen, damit umzugehen. Als Kind lief sie von Zuhause weg, weil ihr Vater sie missbraucht hatte. „Nach einigen Monaten auf der Straße kam ich bei entfernten Verwandten auf der Isla unter“, schildert sie völlig nüchtern, ohne irgendwie erkennen zu lassen, was diese Kindheit für sie bedeutet hat. Inzwischen ist Patti Anfang Dreißig und selbst zweifache Mutter. Von den Vätern ihrer Kinder will sie nichts mehr wissen, in ihre kleine Familie hat sie aber noch ein junges Mädchen aufgenommen, deren Eltern beide drogenabhängig sind. „Ich helfe ihr, so wie mir damals geholfen wurde.“

Patti, Silke und eine weitere Sozialarbeiterin, Andrea, wollen in den nächsten Tagen die Jugendlichen der Isla mit einer Videokamera filmen. Sie sollen erzählen von ihrem Leben und von ihren Träumen. Silke wird diese Aufnahmen mit nach Deutschland nehmen und Teile davon bei ihren Vorträgen zeigen. Seit ihrem ersten Aufenthalt auf der Isla berichtet sie regelmäßig in Eine-Welt-Läden, bei Kirchenveranstaltungen oder auch in Schulen von der Siedlung. Dadurch kommen einige Spenden rein, mit denen sie dann die nächste Reise und die nächsten Projekte finanzieren kann.

Heute steht ein Besuch bei Giovanni an, der bei Silkes vorherigem Aufenthalt den ersten Preis in einem Fotowettbewerb gewann. Sie hatte Einweg-Kameras an die Jugendlichen verteilt und viele Bilder zurückbekommen, die das Leben auf der Isla in all seinen Facetten zeigten. Giovanni's Aufnahmen waren besonders eindrucksvoll geworden und um ihn anzuspornen, schenkte Silke ihm zum Abschluss einen richtigen Fotoapparat.

Wir treffen Giovanni im Haus seiner Eltern. Aus ihm ist inzwischen ein junger Mann geworden, der sehr stolz auf seinen Job als Dachdecker ist.

Prospekte werden herumgereicht von den Ferienhäusern, die am anderen Rand von Valparaiso für die reichen Wochenendgäste aus Santiago entstehen. Auf deren Dächern klettert Giovanni ohne jede Absicherung herum und bekommt dafür 300.000 Pesos – knapp 400 Euro – im Monat. Dieser Verdienst ist ein Vielfaches von dem, was die meisten auf der Isla zum Leben haben. Giovanni bringt damit seine arbeitslosen Eltern und seine vier Geschwister durch. Für die Jugendlichen der Siedlung ist er darum ein großes Vorbild, auch weil in der Hütte seiner Eltern inzwischen sogar ein Fernseher steht. Der liefert zwar nur ein verschneites Bild, läuft aber nichtsdestotrotz den ganzen Tag und verstärkt noch die Lärmkulisse, die sich eben so ergibt, wenn sieben Menschen auf gut 30 Quadratmetern leben.

Silke fragt Giovanni, ob er inzwischen denn weiter fotografiert habe und was aus seiner Absicht geworden sei, für eine Zeitung zu arbeiten. Ja, da habe er mal was gemacht, antwortet Giovanni, lenkt dann aber schnell vom Thema ab. Später raunt mir Patti zu, dass er den Apparat schon lange verkauft habe. Vor dem Job als Dachdecker fehlte eben mal Geld – da mussten dann die Kamera und damit auch die Pläne von der Karriere als Fotograf dran glauben.

Als Silke für das Videoprojekt Giovanni interviewt, bin ich erstaunt, wie zufrieden er mit seinem Leben ist. Er empfinde sich nicht als arm, sagt Giovanni, schließlich könne er sich ja jetzt einiges leisten. Sorge macht ihm nur, dass er den Job wieder verlieren könnte oder sich bei der Arbeit verletzt. Ein Kollege sei vor ein paar Tagen abgestürzt und habe sich den Arm gebrochen. Natürlich war er nicht krankenversichert. Das Bauunternehmen führt die Dachdecker als Selbständige, darum ist so ein Unfall ganz allein ihr Problem. Der Kollege wird jetzt erst mal nichts für sich und seine Familie verdienen können, stattdessen muss er sehen, wie er irgendwie das Geld für die Arztrechnungen zusammen bekommt.

Obwohl er also weiß, dass die Basis für seine Träume mehr als wackelig ist, hat Giovanni so einige. Ein richtiges Haus will er bauen und dann die passende Frau finden, die mit ihm dort einzieht. Seine Kinder sollen eine gute Ausbildung bekommen und vielleicht sogar studieren. Ärzte oder Rechtsanwälte könnten sie werden, meint Giovanni. Vielleicht klappt das ja wirklich. Vielleicht hat er Glück und fällt nicht auch eines Tages vom Dach. Oder wird vom Unternehmer nicht mehr gebraucht, wenn die Feriensiedlung fertig ist. Vielleicht kann Giovanni tatsächlich genug sparen, um sich ein Haus zu kaufen und eine Familie zu gründen. Dann wäre er einer der wenigen, die von der Isla wegkommen.



### 3.3 Wiedersehen in Santiago

Ein paar Tage später laufe ich weinend durch Santiago. Nicht etwa, weil mich plötzlich unbändiges Heimweh gepackt hätte oder weil der Smog so besonders dick ist, sondern weil Tränengas die Luft vergiftet. Die APEC, die Wirtschaftsgemeinschaft der asiatischen und pazifischen Staaten, tagt. Auch Präsident Bush wird erwartet. Zu seinem Empfang haben sich tausende Demonstranten in der Stadt versammelt, die jetzt von der Polizei und vom Militär mit Wasserwerfern auseinander getrieben werden. Auch „bombas químicas“ kommen zum Einsatz, die dafür verantwortlich sind, dass meine Tränendrüsen überlaufen. Jetzt verstehe ich auch, warum die Reporter von CNN und den chilenischen Fernsehsendern alle Gasmasken dabei haben.

Mit einer Gruppe von der Isla bin ich beim Sozialforum, der Gegenveranstaltung zum APEC-Gipfel, verabredet. Hauptveranstaltungsort ist eine Universität – die „Academia de Humanismo Cristiano“. Hier gibt es Dutzende von Diskussionsrunden und Vorträge mit so unterschiedlichen Themen wie „Walfang im Pazifik“, „Unterdrückung der Mapuche“ oder auch „Marktwirtschaft und Religion“. Die Bewohner der Isla wollen über das Leben in ihrer Siedlung sprechen und zeigen, was sie an Projekten auf die Beine gestellt haben. Zum Beispiel, dass es Treffen gibt, bei denen die Frauen gemeinsam backen und nähen, um später ihre Produkte weiter verkaufen zu können.

Organisiert hat den Ausflug Claudia, eine Sozialarbeiterin. Mitgekommen sind vier Jungen, vier Mädchen und vier Frauen, eine von ihnen ist Giovannis Mutter. „Hier ist ja eine Menge los“, sagt sie. Die Frauen haben Bettlaken und Farben mitgebracht und wollen Transparente malen. „Die hängen wir an einer Wand vor der Cafeteria auf“, meint Claudia, „dann haben wir auch gleich einen Treffpunkt.“ Die Kinder haben viel Spaß, als sie in großen Lettern den Namen ihrer Siedlung pinseln dürfen. Die Frauen ergänzen das Werk mit den Titeln ihrer Arbeitsgruppen.

Dann wollen alle zusammen eine Veranstaltung besuchen, bei der es um die „poblaciones“, die Armensiedlungen, in Chile geht. Der Raum füllt sich schnell. Wir ergattern Plätze weiter hinten. Die meisten anderen im Raum scheinen Studenten zu sein. Sie tragen buntbedruckte T-Shirts mit Slogans, die eine bessere Welt, Frieden und Freiheit einfordern. Die Frauen der Isla scheinen sich jetzt nicht mehr so recht wohl zu fühlen. Sie spüren, dass sie in ihren abgewetzten Strickpullovern in der Runde auffallen.

Während der Diskussion zeigt sich, dass die Teilnehmer zwar darauf eingestellt sind, über Armenviertel zu reden, aber nicht mit deren Bewohnern. Die Wortbeiträge befassen sich mit verschiedensten Theorien und strotzen nur so vor Fachvokabular. Die Kinder sind längst wieder rausgegangen,

die Frauen der Isla versuchen noch angestrengt zu folgen. „Worüber reden die?“, fragt Giovannis Mutter mich. Von den Frauen sagt keine etwas, auch Claudia wirkt eher eingeschüchtert. Giovannis Mutter gibt den Kampf, etwas verstehen zu wollen, nach einiger Zeit auf und schläft ermüdet von der langen Fahrt an diesem Tag und vom Zuhören einfach ein.

Nach der Veranstaltung wissen die Frauen nicht so recht, was sie mit sich anfangen sollen. Sie sitzen unter ihren Plakaten im Hof, trinken Limonade und packen die mitgebrachten Teigtaschen aus. Auch Claudia ist ratlos. „Irgendwie dachte ich, dass es anders wäre“, sagt sie. Auf weitere Diskussionsrunden haben alle keine Lust mehr, und so warten sie bloß noch darauf, dass der Tag vorbeigeht und sie den Bus zurück nach Hause nehmen können.

Nur die Kinder haben inzwischen eine neue lohnende Beschäftigung gefunden. Sie schnorren Geld bei den freigiebigen Weltverbesserern und kaufen sich davon in der Cafeteria Schokoriegel und Bonbons.

#### **4. Die Landbesetzer**

Von der Wand blicken sie alle auf den Besucher herab, die Helden der Revolution: Karl Marx, Fidel Castro und natürlich Che Guevara. Dazwischen ein Spruchband mit dem Schlachtruf der kubanischen Aufständischen in den fünfziger Jahren: „Venceremos“ – „Wir werden siegen“. Ich bin in der Gemeinschaftshütte einer Gruppe von Landbesetzern. Sie haben sich in der Nähe von Valparaiso in einer Gegend namens San Roque niedergelassen. Auch Andrea lebt hier, eine Sozialarbeiterin, die ich in der Siedlung „La Isla“ kennen gelernt habe, zusammen mit ihrem kleinen Sohn und rund 30 anderen Familien.

Landbesetzungen – so genannte „Toma“ – gibt es viele in Chile. Allein im Großraum Santiago sind es zur Zeit mehr als 100. Wohnungslose bauen sich ein Heim auf freiem Gelände, mal geduldet von den Behörden, mal schnell wieder von ihnen vertrieben. Die Toma bei San Roque gibt es seit drei Jahren, die Bewohner haben sich inzwischen illegal an das Strom- und Wassernetz angeschlossen. „Manchmal kappen sie uns die Leitungen“, erzählt mir Andrea, „doch ein paar Tage später klinken wir uns wieder ein.“

Die 34-Jährige hat in der Toma ein richtiges kleines Haus. Im unteren Teil gibt es eine Spielecke für ihren anderthalb-jährigen Sohn Amaro, außerdem eine Küche mit Herd und sogar eine Waschmaschine. Auf einer Empore ist das Schlafzimmer, wo die Holzwände mit bunten Tüchern bespannt sind und eine große Matratze liegt. Andrea kann sich diese Einrichtung leisten, obwohl auch sie als Sozialarbeiterin nur 240.000 Pesos – etwas mehr als

300 Euro – im Monat verdient. Aber sie gibt sonst nicht viel aus. „Mir ist es wichtig, dass Amaro ein gemütliches Zuhause hat.“

Wegziehen will sie nicht. Die Toma ist nah bei der Isla und Andrea guckt oft auch nach ihren offiziellen Dienststunden bei den Bewohnern der Siedlung vorbei. Außerdem hat sie so einige „Schützlinge“, um die sie sich in der Toma kümmert. Zurzeit eine junge Frau, die ungewollt schwanger geworden ist. „Sie hat eine Abtreibung versucht, aber das hat nicht geklappt.“ Inzwischen ist die 21-Jährige im fünften Monat. Arbeit hat sie nicht, sie lebt mit drei anderen zusammen in einer engen Hütte. Andrea überlegt mit ihr, wie es nach der Geburt weitergehen soll. „Du brauchst ein eigenes Zimmer für dich und das Baby. Vielleicht können wir ja anbauen.“

Solche Pläne müssen jedoch erst mit dem „Präsidenten“ der Toma abgestimmt werden. Der heißt eigentlich Richard, wird von allen aber nur „Brujo“, der Hexer, genannt – angeblich weil er früher mal einen sehr langen Bart hatte. Inzwischen gehen nur noch seine Haare bis fast zur Hüfte. Brujo ist wie Andrea 34 Jahre alt, arbeitet aber nicht: „Die Aufgabe in der Toma ist mein Beruf.“ Die Bewohner der Siedlung nennt Brujo „Genossen“ und seine Stimme wird lauter, wenn er von den Ideen spricht, die er für sie hat: „Wir brauchen eine eigene Schule und eine Bibliothek. Die Erwachsenen sollen studieren. Sie werden eine gute Ausbildung haben und gute Arbeit bekommen.“

Dass bisher viele in der Toma noch nicht mal lesen und schreiben können, stört Brujo nicht. Zweifel wischt er mit einer schnellen Handbewegung weg. „Du musst deine Träume leben“, sagt er. Ob seine Träume auch tatsächlich die Träume der anderen sind – diese Frage scheint er sich nicht zu stellen. In seinem Kopf geistern die Ideale der Revolutionäre, immer wieder zitiert er Sätze, die von Che Guevara stammen sollen. Und formuliert seine eigenen Parolen: „Wir wollen die Gesellschaft verändern. Damit fangen wir hier in der Toma an.“

An diesem Nachmittag will Brujo ein neues Projekt starten. Er hat ein paar Studenten der Universität von Valparaiso eingeladen. Sie sollen Kurse für die Bewohner der Toma geben. Die Idee stößt auf Interesse, etwa fünfzehn Frauen und Männer kommen in die Gemeinschaftshütte. Sie machen Kennenlern-Spielchen mit den Studenten. Brujo bekommt Applaus, als er erklärt, dass alle Mitglieder der Toma bald einen Schulabschluss haben sollen.

Als es jedoch darum geht, Termine für den Unterricht an ein bis zwei Abenden in der Woche zu finden, schwindet die Euphorie. „Ich habe in der Fabrik doch Schichtarbeit“, sagt ein Mann. Von den Frauen gehen viele abends runter in die Stadt und versuchen, selbstgemachte Teigtaschen vor den Bars und Kneipen zu verkaufen. Brujo wird ungeduldig: „Ihr müsst

wissen, was euch wichtig ist.“ Das Problem lässt sich nicht lösen, die Runde geht ohne konkreten nächsten Termin auseinander. „Ich melde mich bei euch“, sagt Brujo zu den Studenten. Die gucken etwas zweifelnd.

Später sitzen Brujo, Andrea und ein paar andere zusammen an einem kleinen überdachten Grillplatz. Zu ihren Füßen krabbeln vier junge Hunde. Wie alle anderen Tiere der Toma sind sie völlig verfloht, an einigen Stellen schimmert ihre entzündete Haut durch das Fell. Andrea hat den Arm um die schwangere junge Frau gelegt, während Brujo schon wieder von neuen Projekten schwärmt. „Wir müssen einen Tag der Kinder einführen“, sagt er und tritt dabei einem Welpen in den Rücken. Das Tier jault auf. Brujo merkt es nicht einmal.

## **5. Tausende Dächer für die Obdachlosen**

### **5.1 Eine Siedlung über dem Meer**

Schon von weitem ist auf dem Hügel bei Valparaiso zu hören, dass gebaut wird. „Vista al mar“ – Blick auf's Meer – soll die neue Siedlung der Hilfsorganisation „Un techo para Chile“ (Ein Dach für Chile) heißen und dieser Name verspricht nicht zu viel, denn die Sicht auf den Pazifik ist traumhaft. Dass hier trotzdem Holzhütten für die Armen der Gesellschaft entstehen, hat einen einfachen Grund: Ähnlich wie auf dem Hügel der „Isla“ ist das Gelände für solide Steinbauten zu steil, der Boden nicht fest genug. Die Häuser könnten in den Ozean abrutschen.

Ich besuche die Baustelle zusammen mit Mariella Arancilia, der Koordinatorin von „Un techo para Chile“ in Valparaiso. Die Organisation wurde 1997 vom Jesuitenpater Felipe Berríos gegründet. Mit einfachen Mitteln baut sie Holzhütten in den Armensiedlungen. Ursprünglich sollten es 2.000 so genannte mediaguas bis zum Jahr 2000 werden – inzwischen sind es mehr als 20.000 im gesamten Land. Felipe Berríos ist eine Art Nationalheiliger geworden, was auch bei der Eintreibung von Geldern von Vorteil ist. Denn finanziert wird das Projekt durch Spenden. Sie kommen zu großen Teilen von Firmen, aber auch bei Privatleuten wird – besonders vor Weihnachten – unermüdlich gesammelt. Durch den Erfolg ist die Idee des Jesuitenpaters zu einem Exportschlager geworden. Unter dem Namen „Un techo para mi país“ (Ein Dach für mein Land) gibt es das Projekt in elf weiteren lateinamerikanischen Ländern.

Mariella erzählt mir, dass sich ein paar Familien in „Vista al Mar“ schon provisorisch ein Dach über dem Kopf geschaffen hatten, bevor die Hilfsorganisation hier aktiv wurde. Die Landbesetzer wurden geduldet,

weil das Gebiet sowieso für nichts anderes genutzt werden konnte. Seit ein paar Monaten unterstützt „Un techo para Chile“ die Menschen und für dieses Wochenende hat Mariella 80 Helfer organisiert, um neue Hütten zu errichten oder schon bestehende zu erweitern. Es herrscht ein wirres Sprach-Durcheinander, denn ein Großteil der „Bauarbeiter“ sind Studenten aus den USA oder aus Europa. Einige von ihnen können den Einsatz als soziales Praktikum für ihr Studium verwenden, andere treibt einfach nur der Idealismus, in ihrem Studienland etwas verändern zu können.

Eine Besonderheit bei diesem Bau in Valparaiso ist das Projekt „Construye en Familia“. Das bedeutet, dass eine chilenische Familie, die es sich leisten kann, eine Holzhütte für eine andere Familie finanziert und beim Bau mithilft. Während gemeinsam gesägt und gehämmert wird, lernen sich die Helfer und die späteren Bewohner kennen. „Un lazo de unión“ nennt Mariella das und meint damit, dass eine anhaltende Verbindung zwischen den beiden Familien entstehen soll – was tatsächlich ganz gut zu klappen scheint.

An einer Hütte werkelt Mercedes Rodríguez mit ihrem Mann und den beiden acht- und fünfjährigen Söhnen. Einziehen soll hier Magali Jara, wiederum mit ihrem Mann und drei Kindern. Die beiden Frauen hatten schon vor diesem Tag Kontakt und haben sich darüber ausgetauscht, wie die Hütte aussehen soll und wie sie eingerichtet wird. Mercedes hat Sachen mitgebracht, die in ihrer Küche übrig waren – Töpfe und Geschirr. Einen Herd hatte Magali schon, der jetzt auch tatsächlich angeschlossen wird, denn die neue Hütte hat auch Strom. Das Mittagessen bereiten beide gemeinsam aber noch auf einem Grill vor – es gibt Hähnchen-Schenkel und Salat.

Mercedes Rodríguez verdient eigenes Geld als Sekretärin in einer Schule, ihr Mann ist Ingenieur. Sie kann ihren Kindern viele Wünsche erfüllen und findet es darum wichtig, dass sie auch die andere Seite des Lebens kennen lernen. „Ich will nicht, dass sie Menschen verurteilen, weil sie weniger haben“, sagt sie. Ihre Söhne haben sich mit Magalis Kindern angefreundet, sie spielen Ball und toben um die Hütte. Der achtjährige Fernando meint, dass er es gut findet, zu helfen. Die anderen sollen ihn jetzt auch mal besuchen kommen.

Für Magali Jara und ihren Mann Rodrigo ist dieser Tag ein sehr glücklicher, wie sie selbst sagen. Beide halten die Familie mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Magali versucht etwas zu verdienen, in dem sie „sopapillas“, Teigfladen, herstellt und weiterverkauft. Jetzt hoffen sie auf einen Neuanfang. Vielleicht mit einer Arbeit für Rodrigo im Straßenbau, denn ganz in der Nähe wird ein Tunnel durch einen Hügel getrieben. Und irgendwann wollen sie dann ein richtiges eigenes Haus – „una casa propia“.

Zunächst mal wird die Familie aber etwa 16 Quadratmeter in der einfachen Hütte zur Verfügung haben, es gibt neben dem Strom- auch einen

Wasseranschluss und demnächst vielleicht sogar eine Art Badezimmer. Mariella Arancilia von „Un techo para Chile“ wird in den nächsten Wochen noch häufiger vorbeigucken – wie auch bei den anderen Bewohnern von „Vista al mar“. Sie wird bei der Arbeitssuche helfen oder vielleicht auch Kleinkredite über „Un techo para Chile“ organisieren, damit sich die Familien ein eigenes Gewerbe wie zum Beispiel eine Schneiderei aufbauen können. Wenn dann tatsächlich einige ein regelmäßiges Einkommen haben sollten, plant Mariella schon, wie sie für diese den Traum vom „Casa propia“, dem eigenen Haus, verwirklichen könnte. Einen Hügel weiter gibt es noch unbebautes Gelände, das sich für eine richtige Siedlung eignet. Mariella steht in Verhandlungen mit der Stadt. Vielleicht wird „Un techo para Chile“ hier in den nächsten Jahren die ersten Steinhäuser statt Holzhütten errichten.

## **5.2 Lernen um zu arbeiten**

Auf der Fahrt zur „Universidad del trabajador“ in Santiago kommen mir Zweifel: Ist das wirklich die richtige Buslinie? Vom Zentrum habe ich einen der gelben Micros genommen. Der soll eigentlich direkt am Eingang halten, hieß es am Telefon. Doch die Gegend wird immer unbewohnter, die Straße zur Schnellstraße. Außer ein paar Fabrikgeländen und Schrottplätzen ist nicht mehr viel zu sehen. Aber die Leute im Bus beruhigen mich: Ja, zur Universität bin ich hier richtig. Dann tauchen links mehrere Gebäude auf, dreistöckig, funktional. Über dem Tor in großen roten Buchstaben der Name. Angekommen.

Die „Universidad del trabajador“ wurde 1984 gegründet. Sie soll Menschen Bildung ermöglichen, die es sich nicht leisten können, dafür zu bezahlen. Inzwischen arbeitet „Un techo para Chile“ eng mit der Universität zusammen. „Infocap“ heißt das gemeinsame Projekt, bei dem praktische Kenntnisse vermittelt werden. Nicht Wissenschaften stehen hier im Stundenplan, sondern Kochen, Schneiden oder Tischlern. Die Studenten lernen, um später Arbeit in einem Handwerk zu finden oder sich vielleicht sogar selbständig zu machen.

Patricio führt mich herum. Der 24-Jährige studiert selbst noch – allerdings an der katholischen Universität im Zentrum. Wie die meisten hier ist er „Voluntario“ – Freiwilliger – in dem Projekt, bekommt nichts bezahlt, dafür aber Erfahrung für sein späteres Berufsleben. Patricio will im sozialen Bereich arbeiten.

Es ist früher Nachmittag und weil die Männer oft erst nach ihrer Arbeit kommen, laufen um diese Zeit vor allem Kurse für Frauen. Verführerische Düfte dringen aus einem Nebengebäude. Hier lernen knapp 20 Frauen kochen

und backen. Heute auf dem Unterrichtsplan: Empanadas mit verschiedenen Füllungen. Die würden sich später zum Beispiel an einem Straßenstand gut verkaufen lassen.

Eine der Schülerinnen ist die 36-jährige Estrella Araya. Sie lebt in einer Siedlung, die „Un techo para Chile“ ganz in der Nähe der Universität errichtet hat, mit ihrem Mann und zwei Kindern. Estrella hat bis jetzt immer nur kurz Arbeit gehabt, doch für die Zeit nach dem Kurs hat sie große Pläne. Einen Partyservice will sie dann aufmachen und zum Beispiel Kindergeburtstage mit ihren Leckereien beliefern. Wie sie das finanzieren will? „So nach und nach“, sagt Estrella. Vielleicht würde sie ja einen Kleinkredit bekommen.

Patricio erklärt mir das Prinzip dieser Kleinkredite. „Un techo para Chile“ vergibt sie, um beim Start eines Gewerbes zu helfen. Estrella könnte erst mal 30.000 bis 50.000 Pesos bekommen – das sind umgerechnet etwa 40 bis 60 Euro. Dieses Geld reicht in Chile, um eine Grundausstattung anzuschaffen. Von den ersten Verdiensten muss Estrella den Kredit dann zurückzahlen, gut zwei Monate hat sie dafür Zeit. Wenn sie das schafft, kann sie den nächsten, etwas höheren Kredit bekommen – bis sie endgültig ausgerüstet ist und das Geschäft läuft. Zinsen nimmt „Un techo para Chile“ kaum. Für 30.000 Pesos sind es eher symbolische 1.000 Pesos. Dass die fällig werden, hat einen einfachen Grund, sagt Patricio: „Die Menschen sollen merken, dass das Geld kein Geschenk ist und dass sie auch etwas leisten müssen.“

Unser Rundgang führt noch durch verschiedene Werkstätten, auch eine Art Friseursalon gibt es. Insgesamt werden acht Gewerke in der „Universidad del trabajador“ unterrichtet, vom Haare schneiden bis zum Schlossern. Jede Ausbildung dauert drei Semester, zurzeit gibt es rund 1.000 Studenten mit einem Durchschnittsalter von 33 Jahren. Wie viele der bisherigen Absolventen Arbeit bekommen haben, kann Patricio nicht sagen. Darüber gebe es keine genauen Zahlen. Aber eine Untersuchung habe gezeigt, dass nach dem Studium durchschnittlich die Höhe des Monatseinkommens angestiegen sei. „Wer vorher seine Familie kaum durchbringen konnte, hat dann zumindest das Notwendigste.“ Und mehr könne man nicht erwarten.

### 5.3 Der Vater des Projekts

Meine Anfragen, Felipe Berríos – den Gründer von „Un techo para Chile“ – treffen zu können, haben zunächst mal keinen Erfolg. Er habe im Moment viel zu tun, erklärt mir Pressesprecherin Rosa Fuenzalida am Telefon. Aber ich könne mir natürlich das Organisationsbüro angucken. Das will ich gerne tun, zumal ich den Weg inzwischen schon kenne. Die Zentrale von „Un techo para Chile“ in Santiago ist direkt neben der „Universidad del trabajador“.

Rosa empfängt mich etwas hektisch. Ihr sei noch eine Besprechung dazwischen gekommen, ob ich nicht erst mal etwas trinken wolle, sie sei dann gleich da. Mir ist das recht, denn so habe ich Zeit, mich in Ruhe umzugucken. Das Büro ist in einer Art Fabrikhalle untergebracht. Anscheinend gibt es mehrere Arbeitsgruppen, denn jeweils etwa zehn der blauen Schreibtische sind zu Halbkreisen angeordnet. Metallpfeiler tragen Zwischengeschosse, wo sich weitere Arbeitsplätze erkennen lassen. Zurzeit sind etwa 40 Mitarbeiter da, die alle ähnlich beschäftigt wie Rosa wirken. Es wird diskutiert, telefoniert oder konzentriert am Computer gearbeitet. Ich schaue mir erst mal ein paar Informationsbroschüren durch, die Rosa mir noch in die Hand gedrückt hat.

Als ich wieder aufblicke, entdecke ich den Mann, dessen Foto mich noch kurz zuvor aus einem der Prospekte angeblickt hatte: Felipe Berríos persönlich. Er geht zu einer Gruppe hinüber, anscheinend um etwas nachzufragen. Das ist meine Chance. Schnell greife ich mein Aufnahmegerät und spreche ihn an. Ob er vielleicht ein paar Minuten Zeit hat, für eine Stipendiatin aus Deutschland, die mehr über die Organisation erfahren will? Warum nicht, ist die Antwort, ich soll doch mitkommen in sein Büro.

Das liegt direkt vor der Halle und sieht sehr nach Arbeit aus. Bücher und Aktenordner türmen sich, der Schreibtisch quillt über. Felipe Berríos allerdings ist die Ruhe selbst. Er spricht langsam, eher leise und man merkt, dass jedes Wort gut überlegt ist. Ein Mann, der es gewohnt ist, seine Ideen zu begründen und durchzusetzen.

Der Ursprungsgedanke von „Un techo para Chile“ sei gewesen, die jungen Menschen im Land aufzurütteln, erklärt mir Felipe Berríos. Er habe ihnen deutlich machen wollen, dass sie sich für die Gesellschaft verantwortlich fühlen müssen. „Es ist keine Selbstverständlichkeit, auf die Universität zu gehen, gerade in einem Land wie Chile nicht.“ Darum habe er nach Studenten gesucht, die bereit sind, sich für andere zu engagieren und ihnen ein Zuhause zu bauen.

Die ersten Projekte ließen sich schneller als gedacht verwirklichen und jetzt ging es Felipe Berríos darum, noch mehr Menschen einzubeziehen und sie für die Armut in Chile zu sensibilisieren: „Sie fahren in ihr Büro und wieder zurück, ohne etwas davon mitzukriegen. Wir müssen ihnen klar machen, dass die materielle Armut dieser Menschen die geistige und seelische Armut der Reichen ist.“ Durch Sammelaktionen und Infokampagnen seien die gut Verdienenden zum Hinsehen gezwungen – und dazu, ihre eigene Haltung in Frage zu stellen. Außerdem würden inzwischen auch ganze Familien beim Bau der Hütten einbezogen – so wie ich es in Valparaiso gesehen hatte.

Felipe Berríos hat dann sogar noch Zeit für einen kleinen Rundgang und erklärt die Arbeit der Helfer. Ein Team von Freiwilligen hält Kontakt mit



den Partnerorganisationen in anderen lateinamerikanischen Ländern, die sie vorher mitaufgebaut haben. Zu den elf Ländern, in denen „Un techo para mi país“ inzwischen existiert, sollen bald weitere dazukommen. „Wir in Chile haben Probleme“, sagt Felipe Berríos, „aber in anderen Ländern ist die Situation noch schlechter. Wir haben auch diesen Ländern gegenüber eine Verantwortung.“

Wichtig ist für ihn auch, dass mit dem Bau einer Holzhütte die Hilfe nicht beendet ist. Darum initiierte er die Zusammenarbeit mit der „Universidad del trabajador“, zusätzlich werden Angebote direkt in den Siedlungen organisiert. Die Menschen sollen in die Lage versetzt werden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. „Wir haben in diesem Jahr etwa 800 Kleinkredite vergeben, mit denen sich die Bewohner eine eigene, selbständige Arbeit aufbauen können“, bilanziert Felipe Berríos. Mehr als 90 Prozent dieser Kredite seien zurückgezahlt worden.

Die Kinder in den Siedlungen müssten außerdem dazu gebracht werden, regelmäßig zur Schule zu gehen. Darum organisiert „Un techo para Chile“ Betreuung bei den Hausaufgaben, oder auch einfach Spiel- und Malgruppen, um die Kinder zu motivieren. In einigen Siedlungen wurden Bibliotheken eingerichtet, die auch die Eltern nutzen können. „So werden wir langsam etwas an den Strukturen der Gesellschaft ändern“, sagt Felipe Berríos und das ist auch schon sein Schlusswort. Bevor er in seinem Büro verschwindet, gibt er mir aber noch eine Einladungskarte für eine Auktion, die Geld für neue Hütten bringen soll.

Rosa ist zurück an ihrem Schreibtisch und nimmt mich in Empfang. Sie zeigt sich froh, dass sie mir die Organisation nicht mehr erklären muss und Zeit spart, aber auch verblüfft über meine „Exklusiv-Führung“. Da habe ich wohl Glück gehabt, meint sie. Wie viel Glück tatsächlich, wird mir erst am nächsten Abend während der Nachrichten im Fernsehen klar. Da sehe ich Felipe Berríos wieder. Er führt einen Gast durch das Organisationsbüro und macht mit ihm anscheinend die gleiche Tour wie mit mir am Vortag. Der Gast ist der amerikanische Außenminister Colin Powell.

## 5.4 Kontrastprogramm

Zwei Wochen später. Die reichen und wichtigen Leute aus Santiago sind in einer Hermès-Boutique im Nobelviertel Vitacura versammelt. Hier beginnt gleich die Auktion, zu der Felipe Berríos mich eingeladen hatte. Werke namhafter chilenischer Künstler kommen unter den Hammer, um Geld für weitere Hütten zu sammeln. Häppchen werden gereicht, ein wenig Champagner und dann geht es auch schon los. Die Künstler

haben zum Teil extra für diese Versteigerung gearbeitet und Hütten in den unterschiedlichsten Ausformungen entworfen. Reißenden Absatz finden kleine bunte Häuser aus Ton. Die Gebote schießen in die Höhe. Gesteigert wird – je nach Schätzwert des Kunstwerks – in zehntausender oder auch in hunderttausender Schritten. Eine Holzhütte baut „Un techo para Chile“ für 250.000 Pesos – so kommen also schnell ganze Siedlungen zusammen. Und die Käufer freuen sich: Schließlich ist bald Weihnachten und so ein Kunstobjekt eine schöne Geschenkidee.

Den Höchstpreis des Abends erzielt ein Bild des Künstlers Mario Toral, der schon bekannte Wandgemälde in der Stadt geschaffen hat. Vier Millionen Pesos, das sind etwa 5.000 Euro, zahlt der Bieter. Ich spreche ihn an und er stellt sich als José Schachner vor, später erfahre ich, dass er Honorarkonsul und Unternehmer ist. Er helfe gern, sagt Schachner, und dass er auch noch andere Bilder ersteigert habe. Als ich frage, ob das dann nicht ein ganz schön teurer Abend war, lacht er nur: „Todo manejable“ – zu Deutsch etwa: „Das kann ich leicht handhaben.“

Felipe Berríos erspähe ich nur von weitem. Er wird von der Boutique-Besitzerin und der Auktionatorin in Beschlag genommen. Besonders wohl scheint er sich in dieser Welt nicht zu fühlen.

## **6. Im schwarzen Süden**

### **6.1 Fischer ohne Fische**

Von Concepción, der zweitgrößten Stadt Chiles, bin ich mit dem Bus in Richtung Küste zur Fischersiedlung Lo Rojas unterwegs. Die Fahrt dauert knapp eine Stunde und auf den letzten Metern merke ich schon, was charakteristisch an dieser Gegend ist: Der Geruch, eher müsste man wohl Gestank sagen. Irgendwie tranig, nach altem, vergammelndem Fisch. Er stammt aus den Fischmehlfabriken, die zwischen den einfachen Hütten emporragen. Diese Fabriken prägen Lo Rojas. Früher haben viele hier selbständig als Fischer gearbeitet. Jetzt verfangt sich in ihren Netzen nur noch wenig, denn die Schiffsflotten der ausländischen Unternehmer fahren das gesamte Küstengebiet ab und holen alles aus dem Meer.

Weil auch in den Fabriken die Jobs rar sind, finden nur wenige dauerhaft eine Stelle – und wenn, bekommen sie nicht mehr als den gesetzlichen Mindestlohn. 80 Prozent der Einwohner in Lo Rojas leben unterhalb der Armutsgrenze, womit die Siedlung zu den ärmsten Wohngegenden in Chile zählt. Und anders als beispielsweise in einigen Armensiedlungen bei Valparaiso ist hier von Lebensmut nicht mehr viel zu spüren. Ich treffe

auf Fischer, die morgens vor ihren baufälligen Hütten sitzen und Netze flicken, nachdem sie mal wieder ohne Fang nach Hause gekommen sind. Sie schimpfen auf das Leben, die Unternehmer und Lo Rojas und betrinken sich mit billigem Fusel. Die meisten von ihnen sind erst Mitte dreißig, haben aber die Gesichter von alten Männern.

Früher verdienten viele Menschen in Lo Rojas ihr Auskommen auch noch im Kohlebergbau. „Der schwarze Süden Chiles“ wurde die Region genannt. Aber schon in den siebziger Jahren wurde weniger Kohle gefördert. Pinochets Wirtschaftsfachleute fanden, dass man das Brennmaterial besser auf dem Weltmarkt besorgen könnte. Nach einem Grubenunglück 1995 kam dann das endgültige Aus. 80 Bergleute waren ums Leben gekommen. Die Regierung erließ Gesetze, die größere Sicherheitsvorkehrungen zur Auflage machten. Danach lohnte sich der Betrieb der Bergwerke für die Unternehmer nicht mehr. Jetzt stehen die verrostenden Förderanlagen nur noch als Symbole für bessere Zeiten – oder bringen immerhin der Filmindustrie Einnahmen. Eins der stillgelegten Bergwerke wurde zur Kulisse für einen bekannten chilenischen Historienschinken umgebaut.

## 6.2 Ein zweites Zuhause

Für die Kinder hätte Lo Rojas nichts zu bieten außer ein paar maroden Klettergerüsten – wenn es nicht das Kinder- und Jugendzentrum „El Pescador“ gäbe. Die rosa und blau gestrichenen Häuser wirken zwischen den ganzen trostlosen Hütten schon fast unwirklich. Als ich am frühen Morgen ankomme, bereitet Leiterin Jeanette Riquelme gerade einen besonderen Empfang für die Mütter und Kinder vor. Am Eingang wird ein Tisch mit bunten Kreppblumen aufgebaut, die in kleinen Bechern stehen. „Da soll jede Frau einen Zettel mit einem Wunsch reinlegen“, sagt Jeanette. Das Zentrum feiert am nächsten Tag sein 25-jähriges Bestehen. Bei dem Geburtstagsfest sollen die Wünsche vorgelesen werden.

Nach und nach treffen die Kinder ein. Frühestens um acht können sie gebracht werden, bis spätestens 17 Uhr müssen die Eltern sie wieder abholen. Die Kleinsten sind jünger als ein Jahr und haben im Zentrum ihr eigenes Bett für den Mittagsschlaf. Außer Jeanette kümmern sich noch sieben weitere Frauen um die Kinder und sorgen auch für regelmäßige Mahlzeiten. „Zuhause bekämen sie nicht immer etwas zu essen“, sagt Jeanette, „nicht weil die Eltern ihre Kinder nicht versorgen wollen, sondern weil ihnen das Geld fehlt.“

Die 50-Jährige leitet den Pescador seit 1993 und hat ihn schon durch einige Krisen gesteuert. Ende der Neunziger Jahre stand die Einrichtung kurz vor dem Aus. Von den chilenischen Behörden gab es kaum noch Geld, die Unterstützung der Kirche reichte auch nicht. Jeanette führte das Zentrum trotzdem weiter – und steckte mit ihrem Idealismus die anderen Erzieherinnen an. „Sie haben in dieser Zeit manchmal für nichts als das Fahrgeld gearbeitet.“ Die Durststrecke ging insgesamt über vier Jahre, dann war der Bestand des Zentrums gesichert – durch Unterstützung der deutschen Kindernothilfe. „Sie schicken uns Geld und damit auch viel Energie“, sagt Jeanette.

Rund 50 Kinder hat sie jetzt täglich in ihrer Obhut. „Die Mütter gehen arbeiten oder haben aus anderen Gründen keine Zeit, sich um die Kleinen zu kümmern.“ Ohne den Pescador würden die Kinder bei Nachbarn untergebracht oder sogar einfach allein gelassen, denn Geld für eine bezahlte Betreuung hat in Lo Rojas niemand. Das Zentrum ist für die meist jungen Frauen die Rettung und außerdem ein Ort, an dem sie sich austauschen und über ihre Probleme sprechen können. „Una segunda casa“, ein zweites Zuhause, nennen einige von ihnen darum den Pescador.

Nachmittags wird es im Zentrum noch voller, denn dann kommen viele Jugendliche nach ihrem Unterricht. Zum Beispiel der 12-jährige Jonathan. Er macht bei einer Capoeira-Gruppe mit und übt zusammen mit anderen Jungen und Mädchen zwei Mal in der Woche die brasilianische Mischung aus Tanz und Kampfsport. Das findet er cool, erzählt er mir, weil man dabei auch lernt sich zu verteidigen. Und das könne auf dem Schulhof nicht schaden. „Aber die Älteren lassen mich sowieso meist in Ruhe, weil sie wissen, dass ich schnell bin.“

Gewalt ist im Pescador oft Thema. Nicht nur Gewalt unter den Jugendlichen, sondern auch in den Familien. Nach offiziellen Zahlen der chilenischen Nichtregierungs-Organisation „Instituto de la mujer“ (Fraueninstitut) wird in der Region jede vierte Frau regelmäßig sexuell missbraucht. Die Mitarbeiterinnen im Pescador bieten ihnen Gelegenheit für Gespräche und professionelle Unterstützung. „Einige Erzieherinnen haben eine Zusatz-Ausbildung in Psychologie“, sagt Jeanette, „damit sie besser helfen können.“

Um langfristig an der Situation in Lo Rojas etwas zu ändern, setzen Jeanette und ihre Mitarbeiterinnen auf eine gute Ausbildung für die Kinder und Jugendlichen. „Sie brauchen einen Schulabschluss, um bessere Arbeit als ihre Eltern zu finden.“ Die Erzieherinnen bieten Hilfe bei den Hausaufgaben an und versuchen, Lust am Lernen zu vermitteln. Trotzdem schwänzen viele immer wieder den Unterricht. „Sie verdienen Geld mit kleinen Nebenjobs. Das kommt ihnen im Moment erst mal wichtiger vor“, erzählt Jeanette.

Um stärkere Überzeugungsarbeit leisten zu können, hat der Pescador inzwischen sogar eine richtige kleine Bibliothek eingerichtet – die einzige im Umkreis von mehreren Kilometern. Hier gibt es außer Schulbüchern auch einige Klassiker der Weltliteratur, Romane und natürlich viele bunte Bilderbücher.

Männer sieht man im Pescador nur wenige. „Aber einmal im Jahr haben wir dafür umso mehr hier“, lacht Jeanette. Dann stehen nämlich die Prüfungen für die Küstenfischer an. Die meisten von ihnen können nur schlecht lesen und schreiben, und die Mitarbeiterinnen des Zentrums büffeln mit ihnen tagelang. Zum Dank packen die Männer an, wenn etwas repariert oder erneuert werden muss.

Bald könnten sie viel zu tun bekommen, denn im Garten des Pescador türmen sich Berge von Kies, daneben sind Steine säuberlich gestapelt. Jeanette plant einen Anbau: „Uns fehlen in den Wintermonaten Räume, wenn die Kinder nicht draußen spielen können.“ Weil die finanziellen Mittel trotz der Unterstützung durch die Kindernothilfe nicht ausreichen, sammelt das Team bei den Eltern. Nicht etwa Geld, denn das könnten sie wohl kaum beisteuern, aber eben Baumaterialien. Jeder bringt, was irgendwo übrigbleibt.

Die Erweiterung steht auch am nächsten Tag im Mittelpunkt – dem Tag der großen Jubiläumsfeier zum 25-jährigen Bestehen. Am späten Nachmittag versammeln sich Mütter, Kinder und einige Väter im Garten des Zentrums und warten auf das Unterhaltungsprogramm. Das konnte das Team vom Pescador ohne Probleme auf die Beine stellen: die verschiedenen Jugendgruppen brennen nur darauf zu zeigen, was sie in den letzten Wochen einstudiert haben. Jonathan ist mit seiner Capoeira-Gruppe dabei, außerdem gibt es Theater und Pantomime und alle singen gemeinsam. Dann bekommen die Familien Applaus, die schon besonders viel für den Anbau gespendet haben. Ihren Kindern werden kleine Kronen aufgesetzt und damit da kein Neid aufkommt, verteilen die Erzieherinnen an alle anderen schnell Eis.

Jeanette hält sich bei der Feier eher am Rande, die große Bühne ist nicht so ihr Ding. Aber als dann eine Mitarbeiterin die Zettel aus den Bechern mit den bunten Kreppblumen vorliest, die Jeanette am Vortag aufgebaut hatte, steht sie zwangsläufig im Mittelpunkt. Denn neben vielen Wünschen, dass es mit dem Pescador noch lange weitergeht und dass er ausgebaut wird, gibt es auch viel Dank. Vor allem an Jeanette, die dann mal kurz mit ein paar Rührungstränen im Auge in die Küche verschwinden muss.

## 7. Musik und mehr

„Ein bisschen nach links, in den Schatten!“ Michaela Weyand dirigiert eine Gruppe von Jugendlichen, die im Hof der Musik- und Kunstschule in Vina del Mar eine Bühne aufbauen. Hier werden am Nachmittag ein paar Klavierschüler vorspielen und weil die Sonne heute besonders vom Himmel brennt, will Michaela sie unter einem großen Baum platzieren. Davor sollen die Eltern sitzen. Mit dem Rücken zu einer mit bunten Vögeln bemalten Hütte, aus der gerade Flötenmusik dringt. Es wird eine von vielen Veranstaltungen werden, bei denen die Bewohner der Armensiedlung „Achupallas“ in der Schule zusammenkommen. Und einer von vielen Tagen, die für Michaela früh mit Vorbereitungen beginnen und erst enden, wenn alles wieder weggeräumt ist. Nach einer hoffentlich gelungenen Aufführung.

Die 38-Jährige ist vor knapp zehn Jahren endgültig von Deutschland nach Chile gezogen, nachdem sie vorher schon oft für längere Zeit da war. „Alles hat während meines Studiums in Dortmund angefangen“, erzählt sie. Michaela lernte eine Gruppe von Chilenen kennen, die sie einluden, bei einem sozialen Projekt in Vina mitzuarbeiten. Daraus entstanden ihre Diplomarbeit – und eine Liebe. Michaela fand in Chile den Mann ihres Lebens: „Er heißt Eduardo und ist Musiker.“

Gemeinsamerarbeiteten sie zunächst mehrere Projekte mit den Jugendlichen von Achupallas, bis sie sich 1998 an den Aufbau der Musik- und Kunstschule wagten. Mit viel Energie und wenig Geld: „Die Finanzierung war meist nur für ein paar Wochen gesichert.“ Aber Michaela ließ sich nicht entmutigen. Sie macht den Eindruck, als wenn Hindernisse nur eine Herausforderung für sie sind. Und hartnäckig setzte sie sich auch diesmal durch: „Inzwischen haben wir 20 Lehrer hier, etwa 200 Kinder und Jugendliche kommen regelmäßig.“ Die Schüler lernen ein Instrument, spielen in einer der Bands oder singen im Chor. Außerdem gibt es Theater- und Tanzgruppen. „Unser neues Projekt ist ein Zirkus“, sagt Michaela, „einige trainieren schon auf Einrädern, demnächst kommt noch Jonglieren dazu.“

Die Kurse finden in vier im Rechteck angeordneten Häusern statt, in denen auch Büros und sogar ein kleines Tonstudio untergebracht sind. Im Hauptgebäude übt gerade eine Gruppe von Mädchen einen Tanz ein. Sie stampfen auf den Boden, dass die Wände vibrieren, laufen dann mit hochgereckten Armen durcheinander und brechen mit ernsten Gesichtern auf dem Boden zusammen. „Das soll das Sterben der Menschen nach dem Abwurf einer Atombombe symbolisieren“, erklärt die 14-jährige Nadia und Michaela fügt hinzu: „Sie machen aber auch heitere Tänze.“

Zum Konzept der Schule gehört es, dass die Kinder und Jugendlichen sich über die Musik mit den unterschiedlichsten Themen auseinandersetzen.

„Sie sollen kreativ sein und ihren eigenen Stil entwickeln“, sagt Michaela. Dieses Selbstbewusstsein könnten die Eltern in Achupallas ihren Kindern meist nicht vermitteln, weil sie selbst zu sehr mit dem Leben zu kämpfen haben. „Es sind die gleichen Probleme, wie in den meisten Armensiedlungen: Arbeitslosigkeit, Alkohol oder Drogen und auch Kriminalität.“

Michaela kennt die Menschen hier gut, weil sie sich entschieden hat, zwischen ihnen zu wohnen: „Wir haben ein Haus mitten in der Siedlung.“ Privatsphäre bleibt da nur zwischen den eigenen vier Wänden, sonst ist Michaela fast immer ansprechbar. „Ich kann mich nicht verstecken. Allein schon wegen der blonden Haare, mit denen falle ich einfach auf.“ Es sei aber auch ein schönes Gefühl, wenn alle grüßen oder von weitem winken.

Zurzeit ist Michaela oft von der Schule zu einer Baustelle unterwegs. Ein paar Gehminuten von den bisherigen Unterrichtsräumen entsteht eine Zweigstelle. „Wir brauchen einfach mehr Platz. Für die 200 Kinder gibt es beispielsweise nur eine Toilette. Auch die Büroräume reichen nicht.“ Das neue Gebäude wird durch die deutsche Kindernothilfe finanziert, die auch schon den Großteil der laufenden Kosten in der Musik- und Kunstschule trägt. „Von den Familien nehmen wir nur wenig Kursgebühren. Die meisten zahlen umgerechnet etwa drei bis fünf Euro im Monat. Manche gar nichts.“

Mit einigen der Jugendlichen hat Michaela ein Tauschgeschäft ausgehandelt. Sie packen bei kleineren Arbeiten mit an, dafür gibt es den Unterricht kostenlos. So wurde auch der inzwischen 20-jährige Manuel zu ihrem bewährtesten Helfer. Er besucht die Musikschule von Beginn an, lernte erst Gitarre, dann ein bisschen Keyboard: „Demnächst will ich meine eigenen Sachen komponieren.“ Manuel war auch im vorigen Jahr dabei, als ein paar Schüler aus Achupallas auf eine kleine Tournee durch Deutschland gingen. „Wir wollten zeigen, was wir mit den Spendengeldern machen“, sagt Michaela. Seitdem träumt Manuel von einer Karriere als Musiker: „Auf der Bühne stehen und Geld verdienen, das wär’s.“

Das sind Aussagen, die auch Zweifel an dem Projekt aufkommen lassen können. Sollten die Jugendlichen nicht realistischere Ziele haben? Michaela kennt diese Kritik: „Ich finde es wichtig, dass sie sich überhaupt etwas vornehmen. Etwas, dass sie davon abhält, Drogen zu nehmen oder kriminell zu werden.“ Die Musikschule arbeitet außerdem mit einigen Psychologen zusammen. Die laden Eltern und Jugendliche zu gemeinsamen Gesprächen ein, in denen Lösungen für die Probleme der Familien gesucht werden. „Viele sind erst skeptisch“, sagt Therapeutin Lucia. „Aber dann kommen sie meist von allein auf mich zu, wenn sie Fragen haben.“

Und oft kommen die Menschen von Achupallas auch einfach, um Musik zu hören. So wie an diesem Nachmittag. Die Stuhlreihen vor der kleinen

Bühne im Hof sind schnell gefüllt. Mütter und Väter lesen sich stolz die Handzettel vor, auf denen die Namen ihrer Kinder stehen. Lehrer Rodrigo kündigt das erste Stück an. Es heißt „Suenito“, zu Deutsch „Kleiner Traum“. Der 13-jährige Javier betritt unsicher lächelnd das Podium. Doch mit den ersten Tönen verfliegt seine Nervosität, sanfte Klavierklänge erfüllen den Hof. Michaela Weyand lehnt an der Wand der bunten Hütte und summt leise mit.

## 8. Fazit

„Cachai?“ ist eine chilenische Floskel, die vor allem in den Armenvierteln die Menschen an fast jeden Satz anhängen. Sie heißt so viel wie: „Verstehst du?“

Ich verstehe, dass sich noch viel verändern muss, bis diese Siedlungen anders aussehen und es ihren Bewohnern besser geht. Doch es gibt Entwicklungen. Organisationen wie „Un techo para Chile“ bauen den Menschen nicht nur einfache Hütten, sie helfen ihnen auch beim Aufbau eines anderen Lebens. Kleinkredite werden nicht blind vergeben, sondern die Empfänger erhalten die notwendige Unterstützung, um sie sinnvoll einzusetzen. Solche Programme haben Erfolg – im Gegensatz zu anderen Hilfsangeboten der Regierung. Im Gedächtnis geblieben ist mir das Bild einer nigelnagelneuen Waschmaschine, die in einer baufälligen Hütte in Lo Rojas stand. Die Frau hatte sie über einen Sozialfonds vom Staat bekommen, um sich ein Auskommen als Wäscherin zu schaffen. Aber jetzt nutzte sie das High-Tech-Gerät nur für sich und ihre Kinder. Die Regierung hatte ihr zwar Geld gegeben, aber nicht erklärt, wie sie an Kunden kommen sollte.

Erstaunt war ich immer wieder über den Idealismus und den Einsatz vieler Menschen. Schwierig wird es nur, wenn sie sich unrealistische Ziele setzen. Die Landbesetzer bei Valparaiso beispielsweise wollen möglichst schnell die ganze Gesellschaft verändern, den Menschen nicht nur lesen und schreiben, sondern gleich Wissenschaften beibringen. Das kann nicht klappen, vor allem wenn dabei die alltäglichen Probleme in der direkten Umgebung übersehen werden.

Ich habe in Chile verstanden, dass Entwicklungspolitik viele verschiedene Ansätze und Versuche braucht. Und dass ein sechswöchiger Aufenthalt niemals ausreichen kann, um sich ein vollständiges Bild zu machen. Aber er hilft mir, Informationen einzuschätzen, die mich in meinem journalistischen Alltag meist wieder nur über die knappen Sätze der Nachrichtenagenturen erreichen.